

Wenn der Sturz seinen Tiefpunkt erreicht

Krankheitsgeschichte, kein Kunstwerk: Mit großer Eindringlichkeit liest Ulrich Noethen Falladas Roman „Der Alpdruck“, der die Apathie der Stunde null 1945 beklemmend spiegelt.

Der Riesenerfolg eines 2010 neu aufgelegten, über sechzig Jahre alten deutschen Romans in Amerika, England und Frankreich war schier unglaublich: Hans Falladas Kriegsroman „Jeder stirbt für sich allein“ stand nach der internationalen Wiederentdeckung auch bei uns lange auf den Bestsellerlisten. Das Buch schildert den Krieg nämlich nicht nur aus der Alltagsperspektive kleiner Leute, sondern befriedigt mit dem Arbeiterhepapa Quangel zugleich die Sehnsucht nach ein paar „guten Deutschen“. In Wirklichkeit hießen sie Hampel und ließen ihr Leben für das rastlose Schreiben und Verteilen von Widerstandspostkarten. Ebenfalls 1947 erschien postum „Der Alpdruck“ über jene Apathie, die – so heißt es in der Vorrede – „den größeren und vor allem den anständigeren Teil des deutschen Volkes im April des Jahres 1945 befiehl“. Wahrheitsgetreu und dennoch erfunden nennt Hans Fallada seinen „Roman“, realistisch und doch ein Gebilde der Phantasie, vor allem aber eine Krankheitsgeschichte, kein Kunstwerk.

Der Schauspieler Ulrich Noethen bringt diese Krankheitsgeschichte jetzt – wie schon den Roman „Jeder stirbt für sich allein“ – in einer vor allem um Rückblenden in die NS-Zeit gekürzten Fassung mit nicht nachlassender Eindringlichkeit und feinen Stimmvariationen zu Gehör. Schnell wird klar, dass diese Krankheitsgeschichte sich nicht allein im medizinischen Sinne auf individuelle Fälle beschränkt, sondern die tiefste existentielle und auch moralische Orientierungslosigkeit und Lähmung einer ganzen Gesellschaft betrifft. Natürlich wird dieses Panorama eines kollektiven seelischen, körperlichen und ethischen Kahlschlags an zwei Hauptfiguren entwickelt, dem Schriftsteller Dr. Doll und seiner Frau Alma. Den Einmarsch der Roten Armee in ein mecklenburgisches Dorf erleben sie als Befreiung, arbeiten als Kuhhirte und Erntehelfer, fühlen sich von den Soldaten aber demütigend verachtet. Irgendwann wird Doll, der Außenseiter, von den



In seinem wiederkehrenden Angsttraum wähnt Falladas Held sich und alle Deutschen in einem Bombentrichter: Straße in Berlin nach einem Fliegerangriff 1944

Foto dpa

Russen zum Bürgermeister ernannt, doch gegen Chaos, Missgunst und Verworfenheit kommt er nicht an. Er resigniert und beginnt seine Landsleute langsam zu verachten. Nach längerer Krankheit kehrt das Paar in die Berliner Heimat zurück, doch Depressionen und wachsender Drogenabhängigkeit entgehen sie dort nicht. Die Parallelen zu Hans Falladas innerer Emigration im mecklenburgischen Dorf Carwitz, zur kurzen Übernahme der Stadtverwaltung im nahen Feldberg und zum Rückfall in die schon Ende des Ersten Weltkriegs durchlittene Morphiumsucht sind unübersehbar.

Am Romaneingang steht ein immer wiederkehrender Angsttraum von hoher Symbolkraft: Doll wähnt sich unentzerrbar am Scheitelpunkt eines tödlichen, schlammigen Bombentrichters; er ist nicht allein, neben ihm liegt „das ganze

deutsche Volk und überhaupt alle Völker Europas, alle ebenso hilf- und wehrlos wie er“. Oben stehen die Sieger Churchill, Roosevelt und Stalin vertieft in eine Grübele, wie den Geschändeten da unten aufzuhelfen sei. Doll leidet an seiner Schuld, auch wenn er sie mit dem Kollektiv teilen kann, denn er weiß, dass er wohl auch nichts getan hätte, wenn er mehr über die Greueln der Nationalsozialisten gewusst hätte. „Der Sturz“ – so der Titel des ersten Romanteils – erreicht in Berlin seinen Tiefpunkt. In Almas Wohnung leben inzwischen andere, die Dolls sind fast mittellos, versetzen Schmuck, der – offenbar nach Gottfried Benn gestaltete – Dichtersatz für Haut- und Geschlechtskrankheiten Dr. Pernies versorgt sie mit Morphium, Doppelselbstmord wird nüchtern erwogen. Doch: „Wie macht man es nur?“ Gift? Ist unerreichbar; Wasser? Nichts für Schwim-

mer; Strick? Widerwärtig; Gas? Kein Herd. Endlich liefert Alma sich ins Krankenhaus ein, Doll ins Sanatorium, wo beide sich durch Betäubungsmittel weiter ihren „kleinen Tod“ verschaffen und so ihr „Parasitenleben“ fortführen. „Die Gesundung“ setzt erst im zweiten Teil des Romans ein: Doll wagt sich als „Robinson ohne Freitag“ in die Berliner Wirklichkeit hinaus, fasst Fuß, erfährt Hilfe, wendet sich wieder dem tätigen Leben zu. Den „Alpdruck“ und den früheren Traum vom Bombentrichter löst langsam die Phantasie vom schützenden Tal ab, in dem sich der Großstadt-Robinson einrichtet und tatsächlich wieder zum Schreiben findet. Dr. Pernies spielt dabei eine Rolle, das kryptische Bann-Porträt auf der vierten CD ist besonders hörenswert. Großer Optimismus kommt dennoch nicht auf, wohl

aber Versuche zu einer Selbstrettung und Therapie, die man auch Falladas Arbeit an diesem Roman zuschrieb. Dennoch schaffte er es nach Rückkehr in die Großstadt nicht mehr wirklich, die freie Mitarbeit an der Ost-Berliner „Täglichen Rundschau“ stabilisierte sein Leben nicht hinreichend. Die ungebändigte Drogensucht brachte Fallada wieder in die Charité, dann in ein Behelfskrankenhaus in Berlin-Niederschönhausen, wo er im Februar 1947 noch vor Erscheinen des Romans an Herzlähmung verstarb. ALEXANDER KOŠENINA

Hans Fallada: „Der Alpdruck“. Gekürzte Lesung von Ulrich Noethen. Osterwald Audio bei Hörbuch Hamburg 2014, 5 CDs, 363 Min., 18,99 €.



Der Riss, der nie verheilt

Manfred Hess bearbeitet Musils „Törleß“ zum Hörspiel

Prügelnde Jugendliche, Amokläufe und sexueller Missbrauch an Schulen: Robert Musils Roman „Verwirrungen des Zöglings Törleß“ von 1906 könnte durchaus auch heute handeln. An einem österreichischen Internat quälen und vergewaltigen Beineberg und Reiting, Söhne vornehmer Eltern, ihren Mitschüler Basini, der angeblich gestohlen hat. Unter dem Vorwand, ihn zu erziehen, erproben sie ihre Macht. Törleß, die scheue, vergrübelte Hauptfigur, schaut fast bis zuletzt zu und erlebt dabei das Erwachen seiner Sexualität. Irritieren ihn schon die imaginären Zahlen im Unterricht, so lässt doch vor allem diese Erfahrung die scheinbar geordnete Welt seiner Kindheit zusammenbrechen. Schönheit und Brutalität, Vernunft und Emotion, Idealismus und Verbrechen stehen unerklärbar nebeneinander.

Der Riss geht nicht nur durch das Ich des jungen Törleß, sondern mitten durch die Gesellschaft. Basini, gesprochen von Florian Teichtmeister, erscheint ihm gerade in der Qual und Erniedrigung „von allem Fragwürdigen entfernt“, in seiner Fremdheit doch auch verwandt. Sein Peiniger Beineberg (Manuel Rubey) möchte schließlich gar einen Akt von Lynchjustiz der ganzen Klasse als „Massenbewegung“ inszenieren; insofern weist die Erzählung über ihre Zeit hinaus auf den Faschismus. Wenn derselbe Beineberg sich in der Vorstellung gefällt, seine Gewalttaten gegen Basini bedeuteten für ihn selbst ein Opfer, dann greifen seine erschreckend nüchternen Sätze voraus bis zur berühmten Posener Rede des Lehrersohnes Heinrich Himmler 1943, der von Massenmördern „Anständigkeit“ forderte. Erwachsen werden aber heißt, so Musils illusionslose Botschaft, möglichst ungerührt mit dem unüberbrückbaren Riss in der Welt zu leben, dem unvermittelbaren Nebeneinander scheinbarer Ordnung und entsetzelter Gewalt.

Doch wie lässt sich diese Spaltung der Welt akustisch inszenieren? Treffsicherer kann man auch handlungsarme Szenen kaum auswählen, unsichtiger kaum kürzen, als es in diesem Hörspiel in der Bearbeitung von Manfred Hess gelungen ist. Stefano Bernardin verkörpert den boshaften Intronanten Reiting fast bis zur Karikatur, ähnlich Cornelius Obonya als der im eigenen Fach befangene Mathematiklehrer. Die Überblendung der Stimme des Törleß, von Stefan Konarske gesprochen als in sich gekehrter, dennoch zorniger junger Mann, mit der Stimme seiner Mutter (Petra Mor-

zé) macht insbesondere im ersten Brief über Basini seinen Abschied von der Familienwelt überaus plastisch. Der Erzähler (Michael Rotschopf) nimmt jenen Satz vorweg, mit dem Törleß gleich darauf Basini auffordert, sich als „Dieb“ zu bekennen: So zeichnet die Stimmenregie von Iris Drögekamp vor, wie sich Törleß zum Inquisitor entwickelt, der von Basini „die volle Wahrheit“ erzwingen will – und dabei gegen die eigene Einsicht handelt. So ruhig und sonor wie Beineberg den „Wert“ eines Menschen kalkuliert, wird das eiskalte Verfügen über Mitmenschen unerträglich deutlich.

Mag die Pause ein gebräuchliches Symbol für seelische Abgründe sein, so sorgt Michael Riesslers kammermusikalische Komposition im Hintergrund für surreale Spannung und setzt differenzierte Akzente. Fast immer präsent, suggeriert die Musik doch niemals eine längst zerstörte Einheit. So kann Musil klingen in einer Zeit, die den täglich erlebten Verlust aller Sicherheiten allzu gerne wieder verdrängt. MARTIN MAURACH

Robert Musil: „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“. Bearbeitung Manfred Hess, Regie Iris Drögekamp, mit Michael Rotschopf, Petra Morzé u. a. Audio Verlag, Berlin 2014, 2 CDs, 140 Min., 16,99 €.



Als sei ihm das Zwerchfell angefroren

Ulrich Matthes haucht Bohrlöcher in Robert Seethalers Roman „Ein ganzes Leben“

Mit einem Doppelschlag hat sich Ulrich Matthes als Vorleser zurückgemeldet. Seine beiden neuen Romaninterpretationen könnten unterschiedlicher kaum sein. Erweckt er in John Steinbecks „Die Straße der Ölsardinen“ belustigt eine Gesellschaft von Stromern und Spielern zum Leben, verschlägt es ihn in Robert Seethalers „Ein ganzes Leben“ in die karge Einsamkeit der Bergwelt. Dennoch ist diese letzte Lesung die faszinierendste, weil sie zum einen Matthes auf der Höhe seiner Darstellungskunst zeigt, zum anderen Seethalers vielgelobten Roman mit all seinen Zeitsprüngen dem Praxistest unterzieht.

Zunächst lädt alles zum Zuhören ein. Neben den vielen Geräuschen, die in der bäuerlichen Alpenwelt durch die Luft ziehen, spielen auch Klänge eine wichtige Rolle. Dabei will die Hauptfigur Andreas Egger von Kindesbeinen an eigentlich immer nur seine Ruhe haben. Wenn es aber unvermeidlich wird, sich auszudrücken, etwa um Marie seine Liebe zu erklären, dann sollen sich die Worte einbrennen und Spuren hinterlassen wie die Löcher, die er zum Befestigen der Seilbahn in die Berge bohrt.

Eine der größten körperlichen Erfahrungen macht Egger, als ihm Marie ein melodramatisches Buch verliest. Wie schon bei ihrer ersten Berührung überfällt ihn auch diesmal ein „feiner Schmerz“, der ihm durch Mark und Bein



Für die Sehnsucht müssen zwei Worte reichen: Ulrich Matthes

Foto Julia Zimmermann

geht. Noch Jahre nach Maries Lawinetod wünscht er sich vor allem eines: „Wenn mir wenigstens ihre Stimme geblieben wäre!“

Egger arbeite und denke auffällig langsam, heißt es einmal im Text. Doch wenn er sich etwas vornimmt, sitzt jeder Athib und jeder Tritt auf dem rutschigen Felsenstein. Ulrich Matthes nimmt diese Charakterbeschreibung dankbar auf. Wie präzise er diesen Text erschließt, beeindruckt von der ersten Minute an. Wenn im Buch eine Figur unbändig schreit, ist Matthes' Lautstärke kaum zu überbieten, wenn Marie ihrem Andreas kaum hörbar das Jawort gibt, kann man es tatsächlich kaum wahrnehmen. Nur an zwei Stellen verstößt Matthes gegen die Zueignung. So ist der Knocheneinrenker, der Eggers gebrochenes Bein richten soll, nicht etwa mit einem Krächzen zu vernehmen, sondern klingt eher zerfranst kehlig, und Eggers Ziehvaier Kranzstocker kräht an einer Stelle nicht, wie es der Roman verlangt, sondern presst seine Worte eher erstickt hervor. Doch auch diese scheinbaren Verfehlungen haben bei Ulrich Matthes ihren Grund: Während dem sadistischen Einrenker der Krebs später den Gaumen zerfressen wird, unternimmt der rohe Bauer, der seinen Ziehsohn zum Krüppel geschlagen hatte, nach dem Tod seiner Stammhalter einen Selbstmordversuch. Matthes' Stimmgebung hatte beides schon angedeutet.

Über die gesamte Handlung legt er einen Ton, als sei ihm in dieser kalten, gefühllosen Welt das Zwerchfell angefroren. Gleichzeitig behaucht er den lakonischen Roman in hoffnungsvollen Momenten mit großer Wärme. Dann setzt er nach jedem Punkt eine Pause und lässt, immer wenn es die Syntax erlaubt, ein kraftvolles Atemholen vernehmen, dem man auch den paradoxen Lebenswillen des hinkenden Wanderarbeiters anhören kann. Ulrich Matthes vertraut der Sprache des Autors. Doch er ist kein Pusher. Nach dem Lawinetod Maries fehlt es der Handlung schlicht an Dramatik. Der mittlere Charakter des Andreas Egger, der fast alles im Modus des „Es war, als ob“ wahrnimmt, kann den Leser nicht bis zum Schluss fesseln. Ulrich Matthes bringt den Roman trotzdem mit Anstand nach Hause. Die Erfüllung, die Egger verwehrt bleibt, legt Matthes in zwei Wörter: „Grace Kelly“, das Wunschgebilde seiner Hauptfigur. Im Ausströmen dieses Namens hört man bei Matthes ein ganzes Leben, das Egger verwehrt blieb. UWE EBBINGHAUS

Robert Seethaler: „Ein ganzes Leben“. Ungekürzte Lesung von Ulrich Matthes. tacheles!/Roof Music, Bochum 2014, 3 CDs, 230 Min., 19,99 €.



Tonfälle rasen und rasseln durch die Zeit

Karl Kraus' „Letzte Tage der Menschheit“ für Stimme und Orchester

Die Aufführung seiner „Letzten Tage der Menschheit“ hatte Karl Kraus im Vorspann zu dieser „Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog“ einem Marstheater zugeordnet: Theatergänger dieser Welt vermöchten ihr nicht standzuhalten. Warum dann aber gerade die Marsianer, muss sich ein Leser an dieser Stelle eigentlich fragen. Die Antwort darauf findet er erst am Ende des Dramas, in jenem der eigentlich drei Schlüsse, der das Geschehen in den Jahren des Ersten Weltkriegs zum Untergang der Menschheit steigert. Und wo die „Stimme von oben“, die zuletzt mit dem guten alten Herrn in Schönbrunn ihr „Ich habe es nicht gewollt“ sprechen wird, die immer noch verstockte Menschheit wissen lässt, dass „in der vorigen Wochen / der Mars hat die Beziehungen abgebrochen“.

Wenn aber die Menschheit dahin ist, bleibt nur noch ein extraterrestrisches Publikum für das Drama ihres selbstverschuldeten Untergangs. Auf die imaginäre Bühne gebracht von einem Chronisten, der im Vorspann wie im Epilog sich die Worte des Horatio in der Schlusszene des „Hamlet“ leiht, um seinen Sühneauftrag zu formulieren: die Taten zu melden, die geschahen, und die Reden, die zu ihnen führten, weil sie auf ihren eigenen Bahnen neben den Taten herliefen.

Der ins apokalyptische Register gehörende Wink mit dem Marstheater wurde aber auch gern in die Diskussionen eingemengt, ob und mit welchen Kürzungen man das monumentale Drama denn aufführen sollte. Wobei die Fürsprecher des Mars sich übrigens strenger gaben als Karl Kraus selbst, der durchaus für projektierte Aufführungen zu gewinnen gewesen war. Der jüngste Versuch fand diesen Sommer bei den Salzburger Festspielen statt (F.A.Z. vom 31. Juli).

Bei den Audio-Einspielungen lautet die Frage dagegen: Theater für eine Stimme, nach dem Vorbild von Kraus' eigenen Lesungen, oder für ein mehr oder minder großes Ensemble. Die Wiener Aufnahme von 1974, vor kurzem zu günstigem Preis vom Österreichischen Rundfunk wieder aufgelegt, bietet die große Ensemble-Variante, Herbert Qualtingers unverzichtbare und stattliche Auswahl, entstanden in den Jahren von 1962 bis 1975, die sich virtuos aufspaltende Sprecherstimme. Nun ist eine neue, sehr schmal gehaltene Auswahl erschienen, die einen exzellenten Sprecher hören lässt – den mit allen Abgründen der Tonfälle und Sprachmasken gut vertrauten österreichischen Schauspieler Erwin Steinhauer –, aber auch mit einem kleinen, ungewöhnlich besetzten Orchester operiert.

Dieses Orchester wird verschiedenes eingesetzt: Erher selten frei untermalend, manchmal den Krausschen Vorgaben an Singbarkeit des Textes folgend, oft in eigenständigen Zwischenstücken. Diese reizvoll filigranen Stücke, in denen Motive gerne übersteigert und zum Zerfall getrieben werden, treten hier als eigene Instanz der Verarbeitung von Zitaten neben einen Text, von dem Kraus schrieb, noch die grellsten Erfindungen seien ebensolche: „Sätze, deren Wahnwitz unverlierbar dem Ohr eingeschrieben ist, wachsen zur Lebensmusik.“ Obwohl diese Musik doch dem Wort vorbehalten blieb.

Zwei CDs sind sehr knapp bemessen, die ausgewählten Szenen denn auch ziemlich hart zusammengestrichen (gekürzt hatte sie Qualtinger freilich auch). Wer sie bei Kraus nachlesen will, kommt ins Suchen, weil das Beiheft die Szenennummern leider nicht anführt. Ihre Anordnung entlang der Vorlage – ob nun in der „Fackel“-Version von 1919 oder der Buchfassung von 1921 – brauchte es dabei gar nicht. Nur der Schluss dieser Einspielung, wo es auf sie einzig ankäme, überzeugt nicht unbedingt: Warum überhaupt das „Liebesmahl bei einem Korpskommando“ wählen, wenn man vor dem Übergang zu den finalen Visionen, die ja keinen Figuren mehr überantwortet sind, abbrechen muss? Um dann zu schließen mit einem Schnipsel aus einem einige Szenen davor stattfindenden Gespräch zwischen „Optimist“ und „Nörgler“, auf die man bei dieser letzten Gelegenheit zum ersten Mal stößt. Was mit Blick auf eine Einspielung dieses Formats aber doch keine Einwände sind, sondern eher schon Feinheiten für die Leser unter den Hörern. HELMUT MAYER

Karl Kraus: „Die letzten Tage der Menschheit“. Mit Erwin Steinhauer (Stimme), Georg Graf, Pamela Kurstin u. a. (Musik). Mandelbaum Verlag, Wien 2014, 2 CDs, 152 min., 24,90 €.

